

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 40 (1900)

Artikel: Die Stadt St. Gallen im Jahre 1799
Autor: Dierauer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die
Stadt St. Gallen im Jahre 1799.

Von
JOHANNES DIERAUER.

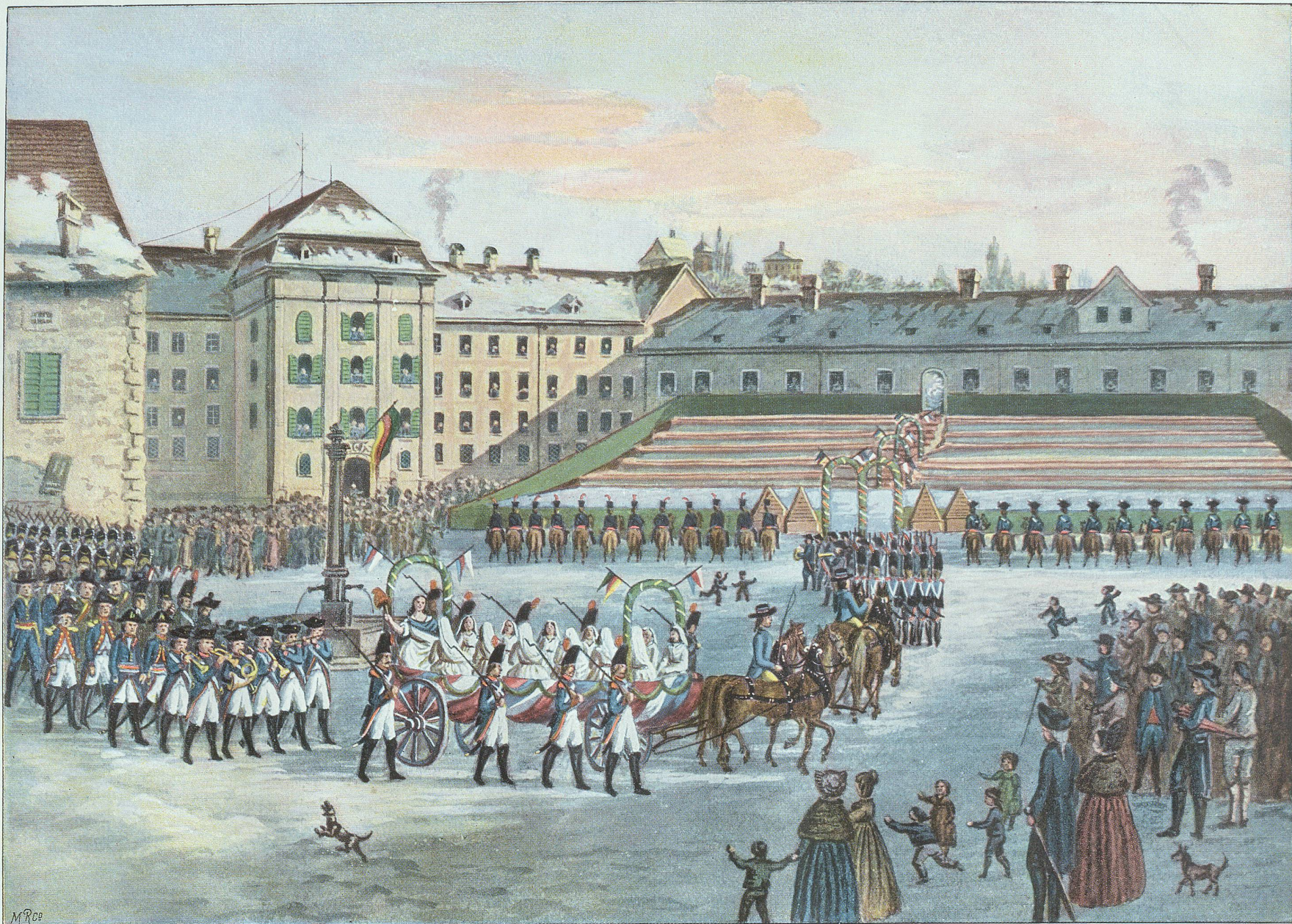
Mit drei Tafeln in Farbendruck.

Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen.



St. Gallen
Zollikofer'sche Buchdruckerei
1900.

3
pi.



Tafel I. Französisches Freiheitsfest in St. Gallen. 21. Januar 1799. Festzug.

Die
Stadt St. Gallen im Jahre 1799.

Von

JOHANNES DIERAUER.

Mit drei Tafeln in Farbenbuchdruck.

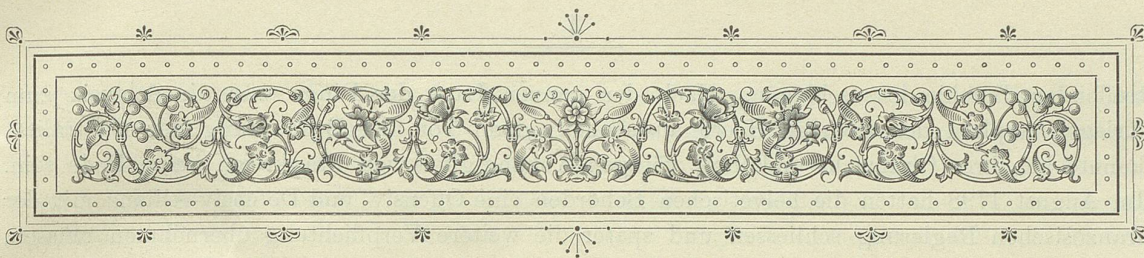
Herausgegeben vom

Historischen Verein des Kantons St. Gallen.



St. Gallen

Zollikofer'sche Buchdruckerei
1900.



Die Stadt St. Gallen im Jahre 1799.

I. Kriegsbegebenheiten und politischer Rückschlag.

Als das verhängnisvolle Revolutionsjahr 1798 zur Neige gieng, warf wohl mancher Bürger in St. Gallen — so haben wir am Schlusse des letzten Neujahrsblattes angedeutet — einen ernsten Rückblick auf die vergangenen bewegten Tage. Wie gründlich waren doch die öffentlichen Verhältnisse im Laufe weniger Monate umgestaltet worden! Zu Anfang des Jahres erfreute sich die Stadt in ihrem bescheiden begrenzten Territorium noch der aus alten Zeiten mit Sorgfalt und Stolz bewahrten Souveränität. Aber im Frühjahr wurde sie in die Katastrophe hineingerissen, die den überlieferten Bau der alten Eidgenossenschaft zerstörte; sie verlor ihre politische Selbständigkeit und musste sich gleich ihren appenzellischen und fürstentländischen Nachbarn den von französischer Gewalt aufgezwungenen Verfassungsformen fügen. Nun war sie einfach der Hauptort eines Verwaltungsbezirkes der helvetischen Einheitsrepublik; sie hatte die ganze Härte einer schroffen Wandlung zu empfinden und zugleich die schweren Lasten mitzutragen, die der Schweiz aus der fortdauernden fremden Occupation erwuchsen. „Eine veränderte Welt sehen wir um uns“, liess sich ein st. gallisches Zeitungsblatt vernehmen, „und mit Erstaunen fragen wir: Ist das wirklich, oder ist's ein Traum? Wer hätte das vor einem Jahr gedacht!“ Nur mit Mühe konnten sich nachdenkliche Menschen, die noch in der Gewohnheit eines ruhig sichern Daseins emporgediehen waren, in die unerhörten, täglich weiter schreitenden Neuerungen fügen, und als das neue Jahr erschien, stellten sie die bange Frage, was für Schicksale die Zukunft wohl in ihrem dunkeln Schosse bergen möge. Mit ahnungsvollen Worten wurde es ausgesprochen: „Was wir jetzt sehen, ist noch gar nichts gegen das, was folgen wird.“ Es dauerte nicht lange, so wurde St. Gallen von weltgeschichtlichen Ereignissen berührt.

* * *

Mit dem Beginne des Jahres 1799 trafen die monarchischen Grossmächte, Österreich, Russland und England, alle Anstalten zur Eröffnung des zweiten Coalitionskrieges gegen das republikanische Frankreich. Schon im vorausgegangenen Oktober waren österreichische Bataillone in Graubünden, das sich der helvetischen Republik noch nicht angeschlossen hatte, einmarschiert, und seither standen französische und österreichische Truppen im Rheintal, nur durch den Strom getrennt, einander gegenüber, um auf die ersten von Wien oder Paris ein-

treffenden Befehle loszuschlagen. Nach der ganzen Lage der Dinge war die Schweiz zum Kriegsschauplatz der fremden Heere ausersehen; denn von der Behauptung der Neutralität konnte bei ihrer Ohnmacht und ihrer völligen Abhängigkeit von Frankreich keine Rede sein. Im August 1798 hatten die helvetischen Behörden eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit der französischen Regierung schliessen und später die weitere Verpflichtung übernehmen müssen, den Franzosen ein Hilfscorps von 18,000 Mann für den bevorstehenden Kampf zu stellen. So war das Volk gezwungen, activ im Kriege mitzuwirken, während es auf seinem Boden zugleich die Schrecknisse gewärtigen musste, die das mörderische Ringen der Völker zu begleiten pflegen.

In den ersten Wochen des neuen Jahres hielten sich die Kriegsparteien freilich noch zurück, bis alle Vorbereitungen zu den entscheidenden Schlägen, hier mit bedächtiger Langsamkeit, dort mit frischem Entschluss, getroffen waren. Feldmarschall-Lieutenant Friedrich von Hotze — ursprünglich Joh. Konrad Hotz aus Richterswil — erhielt das Kommando der österreichischen Truppen im Vorarlberg; General Massena, einer der tüchtigsten Strategen jener Zeit, trat an die Spitze der in die Ostschweiz vorgeschobenen französischen Armee, die ein Glied in der vom Main bis zum Po sich erstreckenden Angriffslinie bildete. Die Heerstrassen in den Kantonen Lint und Säntis wimmelten von fremdem Kriegsvolk, das gierig und gewaltsam auf Kosten des besetzten Landes lebte. Die Bewohner seufzten unter der täglich zunehmenden Last der Einquartierungen und der Requisitionen von Getreide, Schlachtvieh, Futter, Holz etc., für welche niemals eine Entschädigung zu erlangen war. Und doch stand man erst am Anfang des Elendes, das dem wirklichen Kriege folgen musste.

Inzwischen konnte man sich in St. Gallen für einen Augenblick über die drückenden Sorgen durch eine Festlichkeit hinwegtäuschen, die der hier weilende Divisionsgeneral Lauthier Xaintrailles in Scene setzen liess. Dieser eitle und übereifrige Anhänger der Revolution, der seit manchen Wochen bei Bürger Rietmann auf dem Notenstein als Gast der Stadt St. Gallen herrlich und in Freuden lebte, wollte den 21. Januar als den Todestag Ludwigs XVI., des „Tyrannen“, pomphaft durch eine öffentliche Schaustellung im Klosterhofe feiern und veranlasste den Municipalitätsrat durch das Organ des Unterstatthalters, Joh. Konrad Halder, alles Nötige für die würdige Durchführung des Programmes anzuordnen. Der Rat, der, nach seinen Protokollen zu schliessen, nicht das geringste Bedürfnis empfand, die Erinnerung „an die gerechte Bestrafung des letzten französischen Königs“ festlich zu begehen, musste sich solcher Zumutung wohl oder übel fügen. Er liess auf dem beschneiten Festplatz in Eile eine Tribüne bauen und sorgte für ihre bunte Decoration, in der Meinung, dass wohl die Verwaltungskammer des Kantons Säntis, oder das helvetische Directorium in Luzern, „weil dieses Geschäft eine Nationalsache sei“, nachher die Kosten übernehmen werde.

Das Fest nahm einen den Wünschen des Generals entsprechenden Verlauf. In Wort und Bild sind uns die einzelnen Scenen lebendig und anschaulich überliefert. Um 10 Uhr versammelten sich auf dem Rathaus die eingeladenen Vertreter der Municipalität und der Kantonsregierung. „Zu ungemeiner Freude“, berichtet Tobias Rietmann „zum blauen Himmel“,*) der uns bekannte redselige Agent der Stadtgemeinde, „fanden sich auch der von jedem Helvetier so sehr geschätzte Bürger Regierungsstatthalter Heussi vom Kanton Lint und einige Mitglieder dortiger Regierung ein. Ein Triumphwagen durfte nach französischem Geschmack

*) Jetzt das Haus des Herrn Bridler, Kupferschmied, Nr. 30 an der Speisergasse.

nicht fehlen; er nahm die Göttin der Freiheit — eine Bürgerin Walser aus Herisau — mit zwölf weissgekleideten Nymphen auf. Nachdem General Xaintrailles erschienen war, bewegte sich der Festzug in abgetheilten militärischen und civilen Gruppen unter Trompetengeschmetter nach dem Klosterhof. Dort führten geschmückte Pforten zur Estrade; auf beiden Seiten standen Pyramiden mit französischen Inschriften, die in schwülstigen Wendungen den Segen der von den Franzosen begründeten neuen Ordnung priesen. Die Freiheit, hiess es, führt uns wieder zur Natur zurück. Die Gleichheit schlingt ein sanftes Band um jeden Bürger und macht ihn zum zärtlichen Freunde seiner Nebenmenschen. „Ja, ohne Priester und Könige werden im tiefsten Frieden alle Menschen, an Rechten gleich, die einzigen Herren der Erde sein!“ Sobald die Truppen — Reiterei und Fussvolk — die Schranken eingeschlossen hatten, nahmen die Offiziere und Beamten auf den ansteigenden Stufen des Gerüsts Platz. Die von ihren Genien begleitete Freiheitsgöttin, die in ihrem leichten Gewand nicht auf die bittere Kälte achten durfte, wandte sich zur obersten Stufe und erschien, vor einer Nische stehend, als der Mittelpunkt der heitern Scenerie. Sie hielt mit ihrer Rechten einen Stab, der eine Jakobinermütze trug.

„Nun trat“, wie Rietmann als naiver Bewunderer der Franzosen uns erzählt, „der brave General Xaintrailles auf die mittelste der Stufen und hielt eine besonders an die Franken gerichtete Rede, in der er ihnen die Geschichte ihrer Väter unter den vorigen Alleinherrschern auseinandersetzte. Das Gemälde war steril, und man hätte müssen ein verdorbener Sklave sein, wenn man nicht mit vollem Herzen Hass den Tyrannen und dem Königtum geschworen hätte. Die Erzählung der Siege war feurig, und treu die Geschichte der Revolution. Den Tod der Schweiz berührte er nur mit der Auferstehung Helvetiens. Nach dieser Rede und einem lebhaften: Vive la République française! trat unser würdiger Bürger Regierungsstatthalter Bolt an die nämliche Stelle, erzählte unsere Geschichte vom Tode Gesslers bis auf die Auseinanderspaltung der Aristokraten und Oligarchen, zeigte im wahren Lichte die Vorteile unserer Constitution und des Bündnisses mit den Franken, ermunterte mit Lebendigkeit zur Treue und Standhaftigkeit, und herzlich ward ihm nachgerufen: Es lebe die fränkische und helvetische Republik!“ Kanonenschüsse bekräftigten diesen Ruf. „Dann sang von ihrer Höhe die Göttin der Freiheit ein begeisternd Lied; ihre sanften Kinder, auf sie blickend, stimmten ihre Hymnen an und das ganze freudentrunkene Heer sang und jauchzte drein. Hierauf defilierten die fränkischen und Schweizer-Truppen vor dem Schaugerüst, und der Zug gieng in der nämlichen Ordnung zum Gemeindehaus zurück.“ Da kam die Darstellerin der Freiheit, bemerkt ein kritischer Zeitgenosse spöttisch, mit einem unbedeutenden Rheumatismus aus den höhern Regionen einer Göttin als Sterbliche wieder auf die Erde. *)

Um 1 Uhr versammelten sich die Festteilnehmer beider Nationen auf dem Notenstein zu einem „artigen“ Mahle, dessen Kosten im Betrage von mehr als 600 Gulden die Stadt grossmütig auf sich nahm. Am Abend gab Xaintrailles mit der überlegenen Haltung eines Mannes, der sich um die Zeche nicht ängstlich zu bekümmern braucht, einen Ball im Stiftsgebäude, in welchem nur noch wenige Conventualen weilten. Da trieben sich „bunte Reihen von Stadt- und Land-Nymphen am Arme fränkischer Krieger herum, bis der Purpurschimmer am Horizonte den neuen Tag verkündigte.“

Rasch genug wurden die Bewohner von St. Gallen, die mit geringen Ausnahmen dem amüsanten Gepränge doch kein tieferes Interesse widmen konnten, vielmehr das aufdringliche

*) Die Scenen vom 21. Januar 1799, Festzug und Feier im Klosterhof, sind auf Tafel I und II dargestellt. Siehe die erklärenden Bemerkungen am Schlusse des Neujahrsblattes.

französische Wesen hassten, wieder an die rauhe Wirklichkeit erinnert. Am folgenden Abend ritt General Massena von Zürich her in St. Gallen ein, und das Erscheinen dieses Mannes bedeutete für jeden aufmerksamen Beobachter den Anzug ernster Dinge. Man erwies ihm alle Ehre und beleuchtete die Strassen; die st. gallische Grenadiercompagnie — noch eine militärische Überlieferung aus der alten Zeit — stand in Parade, und zwei Mitglieder des Rates begrüßten ihn im Namen der Municipalität. Er unterhielt sich mit ihnen in verbindlichen Formen, versicherte die Stadt seines Wohlwollens und stellte einen Gegenbesuch in Aussicht. Aber am nächsten Morgen brach er in aller Frühe auf, um die Inspection der Rheingrenze vorzunehmen.

Nun kam alles in raschere Bewegung. Die Durchzüge fremder Truppen, die Einquartierungen und die Begehrlichkeiten mehrten sich. In den Stadtkellern lief ein Fass nach dem andern zur Neige, so dass der Rat bereits die Frage in Erwägung zog, ob „die Soldaten sich allenfalls nicht mit dem Most begnügen“ könnten. Einst mussten vom Samstag bis zum Sonntag Abend 24 Ochsen geschlachtet und 40,000 kleine Brote gebacken werden; „alle Becken in der Stadt haben müssen bachen.“ Im Februar wurden einheimische Auszuger- oder Elitencorps gebildet, die wie die vertraglich organisierten helvetischen Hülfbrigaden an der Seite der Franzosen gegen die Österreicher kämpfen sollten. St. Gallen hatte auf Befehl des Unterstatthalters von einem Tag zum andern 200 Mann zu stellen, die indes nicht in die Lage kamen, Beweise ihrer Tapferkeit zu geben. Die französischen Platzcommandanten und Generäle giengen ab und zu. Mitte Februar nahm Xaintrailles endlich Abschied und überliess der Stadt die Reglierung einer letzten Rechnung von über 1000 Gulden. Kaum war er weggezogen, so erschien General Menard, derselbe, der ein Jahr zuvor die erste französische Armee über die wadtländische Grenze in die Schweiz geführt hatte, und neben ihm tauchte auch General Lauer wieder auf, der mit seiner Gemahlin und zwei Secretären in der „Grünen Tür“ *) bei Frau Binder Wohnung nahm. Der Municipalitätsrat kam beinahe jeden Tag in die Lage, solchen Herren durch einige seiner sprachkundigen Mitglieder die Aufwartung zu machen oder ihnen zur Erhaltung ihrer guten Laune Gefälligkeiten zu erweisen, die sie ohne jede moralische Sprödigkeit entgegennahmen. Dem französischen Kriegscommissär Barbier, der sich bestimmen liess, ein Lazaret nicht in der Stadt, sondern in den Räumen des Klosters einzurichten, wurden für solche Rücksicht „unter dem Sigel der strengsten Verschwiegenheit“ 15 Louisd'or gespendet. Für die Gemahlin des Generals Massena legte der Rat 3 Roben und 3 Shawls bereit, und als Lauer diese Geschenke vor ihrer Versendung noch zu sehen wünschte, musste die Behörde auch ihm gegenüber eine „angemessene Verfügung“ treffen.

Unterdessen geschah, was man längst erwartet hatte: in den ersten Märztagen brachen die Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und Österreichern an der nahen Grenze aus. Am 6. März ergriff Massena, der sein Hauptquartier in Azmos aufgeschlagen hatte, mit glücklichem Erfolg die Offensive. Seine Truppen erstürmten die Luziensteig und eroberten Graubünden, das jetzt als neunzehnter Kanton mit der helvetischen Republik vereinigt wurde. Doch vermochte er im Vorarlberg nicht festen Fuss zu fassen. Bei wiederholten Angriffen auf Feldkirch erlitt er durch das Hotze'sche Corps empfindliche Verluste, und als am 25. März Erzherzog Karl mit der österreichischen Hauptarmee die Franzosen unter General Jourdan bei Stockach aus dem Felde schlug, war er in seiner von Norden und von Süden her eingekleiteten Stellung aufs ernstlichste gefährdet. Indessen verstrichen wegen der hemmenden

*) Das Haus Nr. 8 an der Webergasse.

Intriguen des Wiener Hofkriegsrates noch manche Wochen, bis die österreichischen Truppen ihrerseits die Rheinlinie überschreiten durften.

In St. Gallen, wo man in jenen Tagen bisweilen „erstaunlich canonieren“ hörte, empfand man sofort die Folgen der kriegerischen Ereignisse. Schon am Abend des 9. März kamen mehr als 30 Wagen mit Verwundeten und Kranken aus dem Rheintal an. „Ein höchst trauriger Anblick!“ bemerkt ein Augenzeuge; aber er fügt hinzu: „Die Elenden wurden in das Lazaret gebracht, welches in den geräumigen Gebäuden der Abtei zubereitet war. Jeder eilte nun herbei, um den Unglücklichen wohlzutun. Es fehlte an Wärtern für so viele Kranke: siehe, Bürger von St. Gallen aus allen Klassen erboten sich freiwillig zu dem menschenfreundlichen Geschäft. Am folgenden Tag liess die Verwaltungskammer durch einen schönen Aufruf bekannt machen, dass es noch an Betten fehle, und sogleich entstand ein rührender Wettstreit, unsern Bundesgenossen und Brüdern wohlzutun. Aus der Stadt und vom Lande kamen hinlängliche Betten, Leinwand u. s. f. herbei. Ja, viele Bürger von St. Gallen, damit nicht zu frieden, nahmen von den Kranken, die ins Lazaret gehörten, in ihre eigenen Häuser, um sie da besser verpflegen zu können.“ Trotzdem starben die armen zerschossenen Soldaten, für deren Rettung man die moderne Wundbehandlung noch nicht kannte, in Massen weg. Sie wurden im Linsebühl-Friedhof ohne Sang und Klang und ohne Controlle beigesetzt, und nur der Totengräber, „der Tobias“, zählte die ihm zugeführten Leichen fleissig, da er 15 Kreuzer für jeden Mann erhielt. Ausser „Blessierten“, die zumeist Franzosen waren, wurden auch kaiserliche Kriegsgefangene zu Hunderten in die Stadt herein geführt. Man zählte sie jeweilen auf dem Markte ab, stillte ihren Hunger und bewachte sie bis zum Weitertransport in irgend einem öffentlichen Raum. Dann wieder zogen helvetische Milizen unter dem General Augustin Keller, einem Soloturner, durch St. Gallen an die Grenze, und nach den misslichen Gefechten bei Feldkirch erschien Massena Ende März mit den Offizieren seines Stabes zum zweiten Mal, um eine Woche lang in kräftigem Behagen die Gastfreundschaft der städtischen Behörden, die sich in das Unvermeidliche fügen mussten, zu geniessen.

Von Tag zu Tag wechselten die kriegerischen Bilder, und immer neue Anforderungen wurden an die Opferwilligkeit der Bürgerschaft gestellt. Mit grösster Aufmerksamkeit aber sah man allenthalben dem Verlauf der weitem Ereignisse entgegen; denn man fühlte, dass es sich nicht nur um die Geschicke der kriegführenden Parteien handelte, sondern dass vor allem das Los des eigenen Landes auf dem Spiele stehe. Siegten endgültig die Franzosen, so wurde die helvetische Einheitsrepublik befestigt, während ein Vordringen der österreichischen Armeen zur Wiederaufnahme der frühern politischen Verhältnisse führen konnte. Das Volk befand sich in fieberhafter Gärung und sehnte sich in seiner grossen Mehrheit nach der alten Zeit zurück, die ihm, mit der Not der Gegenwart verglichen, in doppelt hellem Licht erschien. Alle Hoffnungen waren auf ein siegreiches Vordringen der Österreicher in die Schweiz gerichtet. „Wenn die Kaiserlichen jetzt nicht bald gewinnen,“ klagte eine Frau im Fürstenlande, „so glaube ich, unser Herrgott sei auch ein Franzos!“ Eine Proclamation des Erzherzogs Karl, in welcher er versicherte, dass er die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz erhalten werde, machte tiefen Eindruck. Im untern Toggenburg schritten einzelne Gemeinden zu offener Empörung gegen das von den Franzosen gestützte helvetische Regiment.

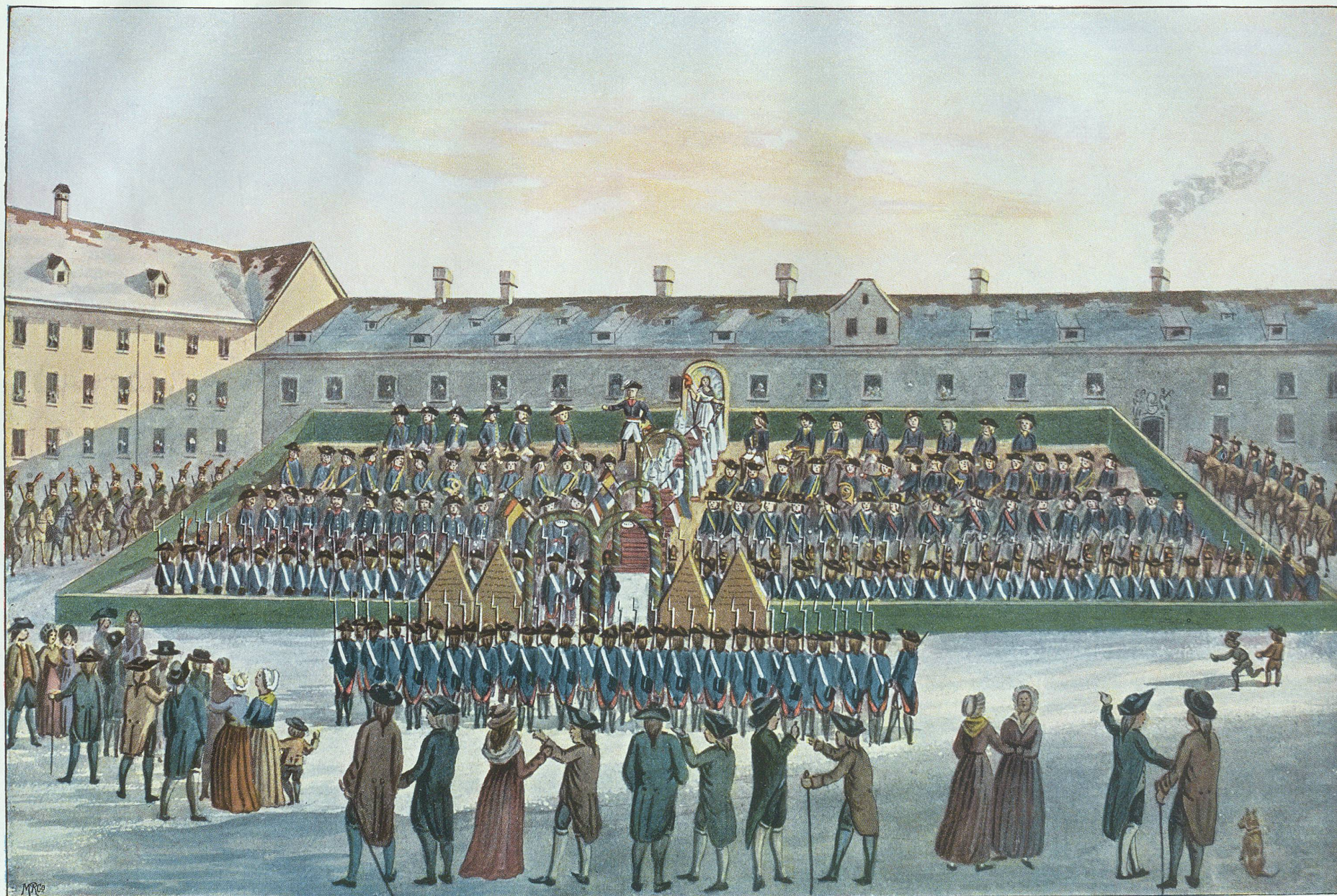
In solcher Lage sah sich das Directorium in Luzern veranlasst, den durchgreifenden und klugen Staatsmann Bernhard Friedrich Kuhn aus Bern mit ausgedehnten Vollmachten in die östliche Schweiz zu senden, damit er dort als Regierungscommissär den Anordnungen

der helvetischen Behörden Nachachtung verschaffe. Er fand alles in unglaublicher Verwirrung. Die Ersparnisse ganzer Jahrhunderte waren nach seinem Berichte aufgezehrt, die öffentlichen Kassen geplündert, die Zeughäuser und die Magazine leer; der Ackerbau lag darnieder, und Handel und Gewerbe stockten. Die Verwaltungskammer des Kantons Säntis, an deren Spitze noch immer der Gossauer Volksmann Johannes Künzle stand, zeigte sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen und wurde geradezu, wenn auch nicht mit vollem Recht, der „Dilapidation des Nationaleigentums“ beschuldigt. Er löste sie auf und übertrug ihre Verrichtungen einer aus Bürgern der Stadt St. Gallen bestellten provisorischen Behörde. Er trat auch in Verbindung mit den französischen Generälen, „den entschlossensten und besten, die täglich in St. Gallen anlangten“; aber er fühlte doch gegen Ende April, dass der Boden unter ihm zu wanken begann. Noch während seines Aufenthaltes in St. Gallen fehlte wenig, dass der vor dem Rathause aufgepflanzte Freiheitsbaum von den Gegnern der Franzosen umgeworfen worden wäre. Der Municipalitätsrat musste das kindisch aufgeputzte Symbol des neuen Völkerglückes Tag und Nacht bewachen lassen, „um allen zu ersorgenden Widrigkeiten vorzubiegen.“ Bei solchen Stimmungen mochte es nur geringen Eindruck machen, wenn Tobias Rietmann, der unermüdlich bewegsame helvetische Agent, in einem Aufruf vom 20. April die Bürger an die beschworne Constitution erinnerte und vor dem Erbfeind des Vaterlandes warnte, der nur auf Plünderung, Mord und Unterdrückung sinne. Wenige Tage später nahm der Krieg einen Fortgang, der die Wünsche der Altgesinnten zu erfüllen schien.

Anfangs Mai überschritten die Österreicher von verschiedenen Seiten die schweizerische Grenze, und in der zweiten Hälfte dieses Monats drangen sie über die Tur und durch das Lintgebiet unaufhaltsam gegen Wintertur und Zürich vor, so dass sich Massena gezwungen sah, seine Streitkräfte aus den östlichsten Teilen der Schweiz zurückzuziehen. St. Gallen stand mitten in dieser grossen kriegerischen Bewegung und erlebte binnen wenigen Tagen einen völligen Umschwung der politischen Einrichtungen, die seit einem Jahr zu recht bestanden hatten.

Nachdem nämlich die Österreicher am 14. Mai die Luziensteig den Franzosen wieder abgenommen hatten, führte Hotze seine Armee auf die linke Seite des Rheins, und während er eine Kolonne über Walenstadt nach Glarus, eine zweite über Wildhaus ins Toggenburg vorrücken liess, zog er persönlich mit dem Hauptcorps, den Feind vor sich hertreibend, durch das Rheintal nach St. Gallen.

Was für eine Aufregung herrschte damals in der Stadt! Sie scheint uns noch in den Protokollen nachzuzittern, die der würdige Secretär des Municipalitätsrates, Georg Kaspar Hildbrand, mit seiner rührenden Hingabe an die städtischen Interessen niederschrieb. Am Montag den 20. Mai traf die Nachricht ein, dass die Kaiserlichen schon bis zum Hirschenprung vorgedrungen seien. „Das verursachte ungemein grosse Bewegung bei den hier einquartierten französischen Truppen; sichtbar war die Verwirrung unter denselben und schnell rüstete sich alles zum Abmarsch, so dass bis Mittag kein Franzose mehr zu sehen war.“ Der immer von dem besonnenen Steinlin geleitete Rat fasste nun rasch eine Reihe vorsorglicher Beschlüsse. Er sandte Couriere zu näheren Erkundigungen aus, liess auf den Fall des Einzuges kaiserlicher Truppen eine Proclamation an die Bürgerschaft verfassen und bestimmte aus seiner Mitte eine „Deputatschaft“, die, mit einem unter dem alten Stadtsiegel ausgefertigten Creditiv versehen, den Anführern der k. k. Armee den Gruss St. Gallens überbringen sollte. Gleichzeitig erhielten ein paar Männer den Auftrag, den Freiheitsbaum wegzuschaffen, sobald der Einmarsch der Österreicher sicher sei. Während der Sitzung kam die Kunde, dass ein



Tafel II. Französisches Freiheitsfest in St. Gallen. 21. Januar 1799. Feierlichkeit auf der Festbühne im Klosterhof.

kaiserlicher Vorposten sich schon im Bauriet befinde. „Der Rat blieb permanent beisammen.“ An der Wendung der Dinge liess sich nicht mehr zweifeln.

Schon am folgenden Tage, am 21. Mai, langten als die ersten Boten der österreichischen Armee 2 Offiziere und 16 Dragoner an, von denen jeder einen Neutaler als Geschenk erhielt. Der Rat liess seinen Aufruf an die Bürger durch alle Gassen mit Trommelschlag verkünden. Am frühen Morgen war der Freiheitsbaum gefallen; nun verschwanden auch die helvetischen Fahnen von den Türmen, und die helvetischen Cocarden wurden von den Hüten weggerissen. Die ganze Stadt gewann sofort ein anderes Gepräge; die sonst so kecken und geschwätzigem Franzosenfreunde traten verblüfft und kleinlaut in den Hintergrund. Der „Helvetische Volksfreund“ und das „Wochenblatt für den Kanton Säntis“, zwei Zeitungen, die den Standpunkt dieser Partei vertreten und die Gegner mit ihren satirischen Ausfällen oft geärgert hatten, giengen ein.

Am 22. Mai nahmen die Durchzüge der Österreicher grössere Dimensionen an, und am Donnerstag, den 23. Mai, lagerten sich wohl 20,000 Mann auf den Wiesengründen vom Espen bis nach Schönenwegen. Man führte ihnen Speise und Trank die Fülle zu, und der Stadtrat gab dem Schaffneramt die Weisung, ihnen hundert Eimer weissen Weines auszuschenken, der just in einem Fass vorhanden war. An diesem Tage hatte der Rat die Freude, „den Herrn General Baron von Hotze“ selbst zu „beneventieren“. Vier Deputierte fuhren ihm entgegen, und die Behörde vernahm „mit wahren und innigstem Vergnügen, dass er sie mit vieler Höflichkeit und Freundschaft empfangen und ihnen die beste Versicherung gegeben habe, dass S. kaiserl. Majestät sich keineswegs der Schweiz zu bemächtigen, sondern nur Ruhe und Frieden und die alte Ordnung der Dinge, die ehevorige Unabhängigkeit und Integrität der Schweiz wiederherzustellen gedenke, und dass übrigens seine Truppen die beste Mannszucht halten werden.“ Hotze war für die kurze Dauer seines Verweilens in St. Gallen der Gast des Herrn Bärlocher „zur Flasche“ an der Speisergasse; er ritt indessen schon am 24. Mai von dannen, um im Zürichgebiet die Verbindung seiner Colonnen mit der österreichischen Hauptmacht zu vollziehen. In unserer Stadt aber hielt das bewegte Soldatenleben noch manche Tage an, und da eine österreichische Garnison zurückblieb, so fehlte es in der Folge auf den Strassen niemals an bunten Uniformen. Frau Elsbetha Schlatter, die im Hause „zur Dankbarkeit“ am Markte wohnte, hat in schlichter Form über die täglichen Ereignisse jener Epoche Buch geführt. „Am 24.“ erzählt sie, „marschieren viele Truppen fort, die auf dem Brühl und die auf dem Espen auch, alles auf Zürich zu; aber es kommen schon wiederum andere. Den 26. kommen kriegsgefangene Franzosen, 190 Mann, mit einer Bedeckung von 8 kaiserlichen Soldaten. Der Platzcommandant zählt sie ab; morgen ziehen sie weiter. Und immer kommen erstaunlich viel pläsierte (!) Franzosen und Kaiserliche, — es ist zum Erbarmen!“ Wahrlich, wer mit offenen Augen damals um sich schaute, dem prägten sich Vor- und Nachspiele des männermordenden Krieges in unauslöschlichen Bildern ein.

Eben in jenen Tagen war aber den Bewohnern St. Gallens noch ein Schauspiel friedlicherer Art beschieden: der Wiedereinzug des Abtes Pankraz Vorster.

Dieser Prälat hatte sein Kloster noch während der Wirren des Jahres 1797 verlassen, sich dann nach Wien gewendet, um den Schutz des Kaisers anzurufen, und seither unaufhörlich gegen alle Wandlungen protestiert, die in den stift-st. gallischen Landen so gut wie in den andern schweizerischen Gebieten vollzogen worden waren. Er wies jede Anerkennung der Freiheitsurkunden, welche die zurückgebliebenen Conventualen den äbtischen Untertanen im

Toggenburg, im Rheintal und in der Alten Landschaft angesichts der revolutionären Krisis übergeben hatten, von der Hand, betrachtete die von den helvetischen Behörden verfügte Aufhebung des Klosters als null und nichtig und erklärte mit unerschütterlicher Konsequenz, dass er niemals auf die Abtei und auf sein landesherrliches Recht verzichtet habe. Jetzt schien es, als ob die Zeit für seine Restauration gekommen wäre.

Mit dem Vorrücken der Österreicher näherte sich auch der Abt der schweizerischen Grenze. Am 20. Mai sah er zu seiner Freude, wie kaiserliche Mannschaft über den Rhein gegen St. Margreten fuhr, und nun tat er ohne Zögern die nötigen Schritte zur Wiederaufnahme seiner früheren Regierung. Er kündete dem st. gallischen Volke durch besondere, in zuversichtlichstem Tone gehaltene Proclamationen an, dass es die unrechtmässigen helvetischen Einrichtungen zu verlassen und zur alten, gesetzlichen Ordnung zurückzukehren habe. Am 23. Mai nahmen vier Capitularen, die er voraussandte, das Stift St. Gallen wieder in Besitz. Er selbst folgte seinen Getreuen am Sonntag den 26. Mai.

Schon in Rheineck fand der Abt festlichen Empfang durch Berittene aus dem Fürstentum. In Rorschach zog er unter dem Geläute aller Glocken ein. Die Geistlichkeit und seine frühern Beamten, die bei einer neuen Klosterherrschaft ihren Vorteil suchten, brachten ihm ihre Huldigungen dar. Feierlich erhob sich dann der Zug — wie der Klosterbruder Franz Weidmann sich ausdrückte — in mehreren prächtigen Wagen nach St. Gallen, und in „majestätisch langsamer Fahrt“ erreichte er das Stiftsgebäude. Auf dem grünen Klosterhof bildete das anwesende kaiserliche Militär Spalier. In der Mitte, fast an derselben Stelle, die wenige Monate früher die Göttin der Freiheit betreten hatte, war eine mit Blumen und Inschriften gezierte Ehrenpforte errichtet. Dort begrüßte die Geistlichkeit „mit vor Freude hochgeschwellter Brust“ den Abt und Landesherrn. Unter einem köstlichen Baldachin wandte sich dann Pankraz „bei rauschendem Spiele der Kriegsmusik nach der Stiftskirche, wo ein Tedeum fromm durch die Gewölbe hallend die Feier schloss“.*)

Der Abt richtete sich nun in dem durch Einquartierungen und Lazarete arg mitgenommenen Kloster, so gut es gehen mochte, wieder ein und war entschlossen, die Regierung über die Alte Landschaft wie über das Toggenburg auf dem Fusse der vorrevolutionären Staats- und Rechtsverhältnisse fortzuführen.

II. Provisorische Zustände.

Ein wunderlicher Zustand trat nach allen diesen Vorgängen im Kanton Säntis und ähnlich auch in benachbarten helvetischen Verwaltungsbezirken ein. Man hatte sich bei dem tiefen Unbehagen, das durch die neuen Verfassungsformen und die französische Militärherrschaft hervorgerufen worden war, auf den Einzug der Kaiserlichen gefreut, und nun musste man bemerken, dass es doch nicht leicht hielt, das seit einem Jahr Geschehene auszuwischen und ohne weiteres die seiner Zeit beseitigten politischen Überlieferungen wieder aufzunehmen. Die Lage war um so unsicherer, als der ganze westliche Teil der helvetischen Republik noch

*) Der Aufzug des Abtes im Klosterhof ist auf unserer Tafel III dargestellt.

unter französischem Einfluss blieb und die Centralregierung — jetzt von Bern aus — ihre Verbindungen mit der Ostschweiz nie ganz fallen liess. Der Sieg des Erzherzogs Karl in der ersten Schlacht bei Zürich, am 4. Juni, mochte zwar die Hoffnungen der Altgesinnten stärken; aber niemand konnte für die dauernden Erfolge der österreichischen Waffen garantieren. In der That hieng alles von dem weitem Verlauf des Krieges ab, und in der Zwischenzeit musste man sich in provisorischer Weise erträglich einzurichten suchen.

Der Municipalitätsrat von St. Gallen fügte sich verständig in die neue Lage. Während der Abt nach seiner starren, unversöhnlichen Art den Mönchsstaat wieder herzustellen strebte und das Volk im Appenzeller Lande beider Roden rasch zur frühern Landsgemeindeverfassung übergieng, vermieden es die Stadtbehörden, sofort durchgreifende Veränderungen vorzunehmen. Sie richteten ihre Schritte nach der Gestaltung der äusseren Ereignisse. Die Leitung des städtischen Gemeinwesens erlitt nicht die geringste Erschütterung. Nach helvetischem Gesetz bestand seit einiger Zeit neben dem eigentlichen Municipalitätsrat ein besonderer Gemeinderat für die Verwaltung der Gemeindegüter. Man hob nur „bei den jetzigen Zeitumständen“ diese Trennung auf und vereinigte die beiden Räte zu einer erweiterten Municipalität, die nun 16 Köpfe zählte. In der Person des Amtspräsidenten Steinlin war die Continuität des städtischen Regiments auch in diesem Zeitlauf dargestellt; die Bürger schenkten der Führung nach wie vor ihr stillschweigendes Vertrauen.

Die Stadtbehörde suchte vor allem ein freundliches Verhältnis zu den österreichischen Offizieren anzubahnen, die für kürzere oder längere Zeit in St. Gallen Aufenthalt zu nehmen hatten. Was ein Gebot der Klugheit gegenüber den Franzosen gewesen war, das konnte auch in der neuen Situation von Nutzen sein und manche Erleichterung verschaffen. So liess der Rat den Platzcommandanten Volkmann und seine Waffenkameraden auf dem Notenstein „tractieren“ und ihm zugleich ein Erzeugnis st. gallischer Industrie als Ausdruck dankbarer Verehrung überreichen. Schon wurde auch für „General“ Hotze ein extrafeines Leinwandstück besorgt, das dem ehrenfesten Manne gelegentlich mit aller Behutsamkeit angeboten werden sollte. Die Kaiserlichen erwiesen sich dankbar für solche Gastfreundschaft und schonten die Kräfte der Stadt nach Möglichkeit. Sie zeigten überhaupt einen bessern Geist als die Franzosen. Sie enthielten sich jeder Einmischung in die städtischen Angelegenheiten, liessen das Gemeinde- und Privateigentum unangetastet und bezahlten, was sie an Lebensmitteln, Hafer, Heu und dergleichen requirieren mussten, entweder bar oder durch Anweisungen an das Armee-Verpflegungsamt, das sich seinen Verpflichtungen nicht entzog. Die Soldaten wurden unter strenger Disciplin gehalten. In ihrem casernenartigen Lager auf der „Hostet“ sah Frau Schlatter „alles sehr gut eingerichtet. Sie haben ordentliche Betten und Matratzen und ist alles unter guter Aufsicht.“

Nun herrschte in der Behörde aber doch das Gefühl, dass man trachten müsse, aus der provisorischen Lage auf irgend einem Wege zu einer definitiven politischen Ordnung zu gelangen; „massen es unmöglich länger“, heisst es in ihrem Protokoll, „auf dem bisherigen schwankenden Fuss bestehen kann, wenn man anderst nicht eine allgemeine Stockung in dem Gang der öffentlichen Geschäfte erwarten will.“ Um festern Boden zu gewinnen, knüpfte sie Verbindungen mit der österreichischen Heeresleitung an. Wenige Tage nach der ersten Schlacht bei Zürich begab sich eine Abordnung des Rates zu Hotze und fragte ihn über seine Ansicht aus. Er empfing die Deputierten, Joh. Jakob Kelly und Kaspar Weiermann, sehr höflich — ihr „Präsent“ nahm einer seiner Adjutanten an — und äusserte seine dankbare

Gesinnung für alles Gute, das die Stadt den kaiserlichen Soldaten und insonderheit den Verwundeten erwiesen hatte. In politischer Hinsicht bemerkte er, der Kaiser werde sich nicht in Verfassungsfragen mischen, vielmehr den Gliedern der Eidgenossenschaft freie Hand gewähren; doch werde eine engere Verbindung der schweizerischen Staaten unter einander nötig sein. Ähnlich lauteten die Erklärungen des Erzherzogs Karl, dem die Abgeordneten in seinem Hauptquartier zu Kloten ihre Aufwartung machten, so dass von dieser Seite kaum eine Einsprache gegen die selbständige Constituierung der Stadt St. Gallen zu befürchten war. Demnach löste sie den Zusammenhang mit den noch vorhandenen helvetischen Organen auf. Als der Präsident der provisorischen Verwaltungskammer, Kaspar Bernet, mit Hülfe von Vertretern aus den verschiedenen Landschaften des Kantons Säntis zu einer förmlichen Liquidation der Verwaltung schreiten wollte, versagte die Stadt die ihr zugemutete Mitwirkung. Der Rat erklärte, vielleicht mit allzu grossem Selbstbewusstsein, jene Kammer gehe sie nichts mehr an; ihre Entlassung oder ihre Bestätigung komme den helvetischen Behörden zu, von denen sie eingesetzt worden sei. „Will sie liquidieren, so soll sie es selbst tun; es sind ja nur Schulden vorhanden und nur wenige oder gar keine baren Gelder.“ Da auch die Appenzeller und die äbtische Regierung auf einer am 8. Juli im Stiftsgebäude versammelten Conferenz sich in gleichem Sinne aussprachen, so blieb der Verwaltungskammer nichts anderes übrig, als ihre Functionen einzustellen.

Jetzt liess die Stadt die letzten schüchternen Bedenken gegen die Wiederaufnahme des frühern souveränen Staates fallen. Nur erschien es dem Rate zweckmässig, Hotze von der dringenden Notwendigkeit „einer stablen Regierung“ zu verständigen, wenn auch über seine Zustimmung nicht der geringste Zweifel walten könne. Also begaben sich nochmals zwei Abgeordnete des Rates, Daniel Bernet und Friedrich Halder, nach Zürich zu dem Vertrauensmann der östlichen Schweiz, um ihm (am 10. Juli) das Anliegen der Stadt zu unterbreiten. Hotze hielt aber mit seiner Ansicht über den für die St. Galler wichtigsten Gegenstand zurück und meinte, vorerst sei alles noch als provisorisch anzusehen. „Erst wenn einmal die Kantone Bern, Freiburg und Solothurn erobert sind“, sprach er, „dann ist die Schweiz errungen und wird jedem Ort oder Kanton die Wahl seiner Regierungsart überlassen werden. Dann aber ist eine föderative Republik zu errichten, damit nicht bei Vaterlandsgefahren jedem überlassen ist, seine Pflicht zu erfüllen oder nicht.“ Am folgenden Tage, den 11. Juli, wurden die Deputierten in Kloten von Erzherzog Karl empfangen, der doch das entscheidende Wort zu sprechen hatte. Er kam ihrem Wunsch entgegen und gab ihnen die teils mündliche, teils schriftliche Erklärung: die Fortexistenz einer höhern (helvetischen) Autorität über die in ihre eheworigen Rechte zurückgekehrten schweizerischen Stände vertrage sich nicht mit deren Souveränität; demnach „möge die Stadt St. Gallen zur Handhabung guter Ordnung und innerer Ruhe und Sicherheit diejenigen Vorkehrungen treffen, die sie für nötig finden wird und die mit den verfassungsmässigen Verhältnissen vereinbarlich sind“.

Kaum hatten Bernet und Halder über den Erfolg ihrer Reise referiert, so leitete die Stadtbehörde die Aufstellung einer Interimsregierung ein. Sie zog wieder einmal die alte Bürgerschaft heran und berief sie am 28. Juli, „mit schwarzen Mänteln und Seitengewehr“, in die St. Laurenzenkirche. Dort setzte sie den „guten, friedliebenden Bürgern, auf deren Gesichtern allzumal Ruhe, Heiterkeit der Seele und brüderliche Eintracht“ lagen, auseinander, dass nach der factischen Aufhebung der helvetischen Verfassung im Kanton Säntis notwendig eine neue repräsentative Regierung in St. Gallen errichtet werden müsse. Doch könne es sich

noch nicht um eine definitive Umgestaltung, sondern nur um die Anordnungen zu einer künftigen dauernden Organisation der Stadt und Republik St. Gallen handeln. Die Bürger stimmten dieser vorsichtigen Meinung bei und wählten nach dem Antrag der Behörde eine Commission von 21 Männern, die unter der Leitung des „Herrn“ Amtspräsidenten Steinlin einen Plan über die vorzunehmenden Neuerungen ausarbeiten sollten. Inzwischen hatte der vereinigte Municipalitäts- und Gemeinderat die laufenden Geschäfte fortzuführen. Diese waren nach überlieferter Praxis des Stadthaushaltes auf eine Reihe von Ausschüssen verteilt; die grösste und schwierigste Arbeit fiel, wie es sich für jene Zeit von selbst verstand, der Finanzcommission und dem Kriegsrat zu, die immer wieder über gewaltige Ausgaben und drückende Einquartierungen zu berichten hatten.

Es scheint, dass sich die von der Bürgerschaft erkorene Vorbereitungscommission, der die Mitglieder des vereinigten Rates fast ohne Ausnahme angehörten, nicht allzu sehr mit der Durchführung der übernommenen Pflicht beeilte. Wenigstens erfahren wir in den folgenden Wochen nichts von ihrer Tätigkeit. Die unruhigen, wechselvollen Zeiten verhinderten offenbar die ernsthafte Aufnahme einer Arbeit, die jeden Augenblick durch den Rückschlag der Kriegsbegebenheiten wieder über den Haufen geworfen werden konnte.

Der Rat dagegen war vollauf durch die Sorgen in Anspruch genommen, die der Stadt fortwährend aus der kriegerischen Bewegung in der östlichen Schweiz erwachsen. Bald musste er an Festlichkeiten sich vertreten lassen, die von den anwesenden Österreichern zur Feier der Wiedereroberung Mantuas im Stiftsgebäude angeordnet wurden; bald hohe Offiziere, wie den vor Zürich schwer verwundeten, nun aber wieder hergestellten General Hiller, zu Gaste laden; bald sich über eine „Honoranz“ beraten, die man einem neuen Platzcommandanten, dem sehr ehrenwerten, bei „Junker“ Fels zur Melone an der Speisergasse einquartierten Rittmeister v. Kapaun, in guten Treuen widmen wollte. Vom 20. August an wurden die Anforderungen an die Behörde dringender, da St. Gallen zu einem Hauptdépôt für die Armeeverpflegung ausersehen war. Ganze Wagenzüge mit Mehl und andern Lebensmitteln kamen herangefahren. Alle Bäcker der Stadt mussten ihre Öfen zur Verfügung stellen, und auf dem obern Brühl, da, wo jetzt das Kantonsschulgebäude steht, wurden Feldbäckereien angelegt, die den westwärts stehenden kaiserlichen Truppen Brot zu liefern hatten.

Man bemerkte in St. Gallen wohl, dass neue wichtige Ereignisse sich vorbereiteten, und schwebte wie im Frühjahr zwischen Furcht und Hoffnung über den Ausgang des noch immer unentschiedenen Kampfes der Verbündeten gegen die französische Republik. Nachrichten über eine erfolgreiche Offensive der Franzosen in den Centralalpen trafen ein. Ende August erfuhr man, gewiss nicht ohne peinliche Überraschung, dass Hotze sich nach dem obern Zürichsee und nach dem Lintgebiet gewendet habe, während Erzherzog Karl, auf den sich aller Augen richteten, mit dem Hauptteil seiner Armee nach dem südwestlichen Deutschland abgezogen sei. Dann verbreitete sich die seltsame Kunde vom Erscheinen eines russischen Heeres in der Schweiz, das unter General Korsakow sich mit den verstärkten Streitkräften der immer unter der Führung Massena's stehenden Franzosen messen sollte. Noch ein paar bange Tage, und die Würfel fielen.

Am 25. und 26. September wurden die Russen in der zweiten Schlacht bei Zürich von Massena aufs Haupt geschlagen, so dass sie unser Land in Eile räumen mussten. Und ebenfalls am 25. September erlitt das Hotze'sche Corps durch General Soult eine Niederlage bei Schännis und Kaltbrunn. Hotze selbst, der edle Vorkämpfer für die Restauration der Schweiz,

fiel schon am frühen Morgen auf einem Recognoscierungsrith. Die Trümmer seines Heeres traten den Rückzug über den Hummelwald ins Toggenburg und weiter auf allen Wegen nach dem Vorarlberg an.

Diese Ereignisse führten auch in St. Gallen mit einem Schläge einen vollkommenen Wechsel der kriegerischen und politischen Scenerie herbei. Man hatte hier am 25. September seit dem frühen Morgen angstvoll den fernen Kanonendonner aus dem Gasterland gehört. Schon am 26. langten einzelne Flüchtlinge als Zeugen der verhängnisvollen Wendung an. Wie sich dann die wogenden Bilder der „Retirade“ und des Einzugs fremder Truppen wieder drängten, das mag uns Elsbeth Schlatter mit ihrer kunstlosen, aber getreuen Feder zeichnen.

„Am 26.“, heisst es in ihrem Tagebuch, „da fahren sie die ganze Nacht, es wundert jedermann. Aber gegen Morgen, da hört man es, dass die Kaiserlichen retirieren. Es ist zum Erstaunen ein Lärmen in der Stadt. Den 27. wird verordnet, dass auf allen Zünften und auch im Spital Fleisch für die kaiserliche Armee gekocht werden muss, etwa 6000 Pfund. Es ist auch geschehen; aber die Leut haben leider nichts geniessen können, so schnell sind sie fortmarschiert. Es dauert noch den ganzen Tag, und der kaiserliche Platzcommandant bleibt in der Stadt, bis der letzte Mann hier durch ist. Und Gott sei Dank, keinem Menschen ist was leids getan worden. Am Samstag Nachmittag hat man das gekochte Fleisch, das Pfund für 6 Kreuzer, verkaufen können; es ist ein grosser Schaden gewesen.

Den 27. in der Nacht haben sich der Fürst und viele Geistliche aus dem Kloster weiters gemacht, zum zweiten Mal.

Den 28. Herbstmonat kommen schon 3, dann 50 bis 60 französische Husaren an. Am gleichen Tag wird das Loch gemacht zum Freiheitsbaum. Auf den Abend bringen sie den Leichnam des Generals Hotze auf einem Wagen mit Bedeckung von einigen französischen Husaren in das Bubenkloster. Den 29. früh führen sie den Leichnam bis an den Rhein.

Den 2. Weinmonat reiten französische Chasseurs her und am Mittag wieder fort; auf den Abend dagegen reiten 4 kaiserliche Husaren ein. Da wird das Loch zum Freiheitsbaum wieder zugemacht.

Am 3. wird dem Herrn Präsidenten Steinlin durch kaiserliche Husaren angezeigt, dass morgen etwa 2000 österreichische Soldaten hier durchkommen werden; man soll ihnen Fleisch und Brot bereit halten. Auf der Stell wird verordnet, dass unsere Metzger schlachten und unsere Becken bachen müssen. Und alles ist geschehen, Fleisch und Brot ist genug da. Am Morgen aber kommt kein Mann. Auf den Mittag hingegen reiten 120 französische Husaren ein. Alles erstaunt über die Veränderung. Einige reiten zum Ochsen. Da speisen Vorposten von den Kaiserlichen, und die Franzosen setzen sich zu ihnen, und sie sind untereinander lustig. Es kommt niemand daraus!

Den 4. begehren die Franzosen, dass man ihnen das Fleisch und Brot übergebe, das man den Kaiserlichen bereit gehalten habe. Was haben sie wollen tun? Sie haben es ihnen zukommen lassen.

Den 7. kommen erstaunlich viel Franzosen her, hingegen von den Kaiserlichen hört man keinen Ton mehr.

Den 8. morgens früh wird das Loch zum Freiheitsbaum gemacht und dieser sogleich wieder aufgerichtet. In der Nacht haben die Franzosen einige Häuser vor den Toren ausgeplündert. Auf den Abend werden 300 Russen als Kriegsgefangene gebracht, und sie kommen auf das Scheibenertor.“

Von anderer Seite erfahren wir, dass russische und österreichische Kriegsgefangene in Ermangelung geeigneter Localitäten im Hirschengraben, vom Scheibenertor bis zum Platztor, verwahrt werden mussten. Neben russischen Infanteristen sah man Kosaken, Baschkiren und sogar Afrikaner aus der reitenden Mohrenmusik Korsakows. Ein seltsamer und kläglicher Anblick! „Die unglücklichen Opfer des Krieges schrien aber nicht vergebens nach Brot, denn dieses spendeten ihnen vollauf die Hände der zu diesem ungewohnten Ereignis zahllos auf den Grabenmauern sich einfindenden Bürger und Landleute.“

Nur allmählig gewann das Leben in der Stadt wieder ein ruhigeres Gepräge. Im ganzen aber durfte man sich glücklich schätzen, dass der Sturm der letzten Septembertage ohne bedeutenderen Schaden vorübergegangen war. Solch günstigen Verlauf der Retirade verdankte man dem kaiserlichen Platzcommandanten, der durch vortreffliche Veranstaltungen, „zu dessen immerwährendem Ruhm sei es gesagt“, alle Ausschreitungen verhindert hatte.

III. Herstellung der helvetischen Staatsform.

Die unmittelbare Folge des Rückzuges der Alliierten aus der Schweiz und des siegreichen, erneuerten Vormarsches der Franzosen bis an den Bodensee und Rhein war das Wiederaufleben der in unsern Gegenden eine Zeit lang sistierten helvetischen Verfassungsformen. Den französischen Truppen auf dem Fusse folgend zog ein helvetischer Regierungscommissär, Kantonsrichter Johannes Wegmann aus Zürich, in St. Gallen ein, um die öffentlichen Geschäfte des Kantons Säntis wieder „in den constitutionsmässigen Weg“ zu leiten. In einer Proclamation empfahl er versöhnliche Gesinnungen, denn „Alle haben gelitten, Alle haben gefehlt“. Er nahm das verwaiste Stift St. Gallen für die Centralregierung in Beschlag und erklärte das Kloster mit allem, was dazu gehörte, feierlich als Staatsgut. Dr. Bolt, dem die Stadt in der Zwischenzeit aus „Dankbarkeit für sein freundschaftliches und schönes Betragen“ das Bürgerrecht verliehen hatte, und der wegen seiner Rechtschaffenheit und Herzensgüte allgemein beliebt war, trat wieder an die Spitze des Kantons. Die alte Verwaltungskammer unter dem Vorsitze Johannes Künzle's kam neuerdings zu Ehren. Johann Konrad Halder stellte sich als Unterstatthalter des Districts St. Gallen vor, und der „unübertreffliche“ Tobias Rietmann konnte sich wie früher mit glücklichem Behagen des Agentenamtes freuen.

In der Stadt St. Gallen freilich waren keine wesentlichen Änderungen vorzunehmen, da die klugen Räte die Brücke zur Umkehr nie ganz abgebrochen und während der österreichischen Invasion ihre Sitze ruhig beibehalten hatten. Gleichwohl erschien „Bürger“ Wegmann mit seinem Secretär am 8. October persönlich vor dem Rat, kündigte das Ende der Interimsregierung an und verlangte Einsicht in die Protokolle und die Rechnungsführung. Die Stadtbehörde, die nichts zu verheimlichen brauchte, kam diesem Begehren unverzüglich nach, liess dem Commissär eine höfliche Gegenvisite machen und erlangte, dass er die Vereinigung der Municipalität und des Gemeinderates zu weiterer gemeinsamer Arbeit anerkannte. So bewegte sich hier alles im bisherigen Geleise fort, nur dass das freundschaftliche Verhältnis zum Vertreter der helvetischen Regierung einige Wochen später eine Trübung erlitt, indem dieser zu

handen der Nationalkasse unvermutet eine Summe von 10,000 Neutalern von der Stadt verlangte. Umsonst berief sich der Rat auf die schweren finanziellen Opfer, die er bereits habe bringen müssen; unsonst bemühte er sich um eine Herabsetzung des Betrages: Wegmann wurde unwillig und nahm unter dem Hinweis auf weit grössere Summen, die man den Franzosen eilfertig übergeben habe, eine drohende Sprache an. Die Behörde musste am 1. November die Forderung bewilligen und sich von Seite des Commissärs mit der Versicherung begnügen, dass die Stadt seiner Zeit bei der Ausscheidung der National- und der Gemeindegüter billige Berücksichtigung finden werde.

Gewiss konnte der Betrag, den die Stadt an die Kosten der helvetischen Centralverwaltung liefern sollte, unter normalen Verhältnissen nicht als eine allzu grosse Zumutung an ihre Leistungsfähigkeit betrachtet werden. Aber die Behauptung des Rates, dass ihre finanziellen Kräfte schwer erschüttert seien, beruhte auf Tatsachen, über welche auch Wegmann nach seinen eigenen Andeutungen wohl unterrichtet war. Denn eben hatte sich die Stadt einer unerhörten Ausbeutung der Franzosen fügen müssen.

Unmittelbar nach den Ereignissen vom 25. und 26. September wurden dem Schweizervolke neue, furchtbare Requisitionen für die französischen Truppen auferlegt. Diese bekamen von der Pariser Regierung bei der erschöpften Lage Frankreichs weder Sold noch Nahrungsmittel und verschafften sich ihren Unterhalt gewaltsam auf Kosten des Landmanns wie des Städtebürgers. Der Obergeneral Massena aber half sich auf eigene Faust mit Zwangsanleihen, die er aus den wohlhabenderen Städten der deutschen Schweiz herauszupressen suchte. Zürich musste ihm unter Androhung militärischer Execution binnen wenigen Tagen 600,000 Livres (neue Franken) für die Bedürfnisse seines Heeres „borgen“. Von den Baslern forderte er am 8. October 800,000 Livres, und als sie sich gegen die Bezahlung sträubten, verdoppelte er mit einem Federstrich die Contribution und trieb sie annähernd in dieser Höhe ein. Über die Vorstellungen des ehrenwerten französischen Gesandten Perrochel, dem die Not der Schweiz zu Herzen gieng, und über die Protestationen der helvetischen Centralregierung, der doch nur Worte zur Verfügung standen, setzte er sich im Gefühle seiner überlegenen Macht mit höhnischer Arroganz hinweg.

Auch die Handelsstadt St. Gallen, deren Cassen nach der Vermutung Massena's noch nicht ganz geleert waren, wurde ein Opfer dieses brutalen Raubsystems. Die peinlichen Vorgänge hat Hildbrand im Protokoll des Municipalitätsrates aufgezeichnet.

In St. Gallen war es Soult, der Sieger an der Lint, der im Auftrage des Obergenerals zu handeln hatte. Er verlangte in einem Schreiben an die Stadtbehörde ein Darlehen von 300,000 Franken, das zur Hälfte binnen 24 Stunden, zur andern Hälfte in Zeit von 4 Tagen auszurichten war. Er versicherte dabei leichthin, dass diese Summe noch vor Ablauf des Monats vollständig zurückerstattet werde. „Der Kriegscommissär Aubry wird die Gelder in Empfang nehmen und Ihnen dafür eine Quittung übergeben. Wollen Sie die Beträge in seine Hand gelangen lassen. Der Oberbefehlshaber bedauert, solche Massregeln ergreifen zu müssen, aber er sieht sich durch den Notstand der Armee dazu gezwungen. Gruss und Achtung.“

Die Municipalität erhielt diesen Brief am 7. October, und noch abends 8 Uhr versammelte sich der Rat in der „Behausung“ des Präsidenten Steinlin. „Sehr bedenklich fiel diese unerwartete Aufforderung, und man gab sich alle Mühe, dieselbe von uns abzulehnen. Es ward dem zufolge beliebt, zu allererst eine Deputatschaft in den Personen der B. Gemeinderäte



Tafel III. Einzug des Abtes Pankraz Vorster in das Kloster St. Gallen. 26. Mai 1799.

Kelly und Huber alsogleich an den General Soult abzuordnen, um ihm die motiviertesten und nachdrücklichsten Vorstellungen von der gänzlichen Unmöglichkeit zu machen, eine so beträchtliche Summe, zumal in so kurzer Zeit, aufzutreiben. Können sie es durchaus nicht ablehnen, so werden sie doch alles mögliche anwenden, sowohl diese Summe zu vermindern, als auch längere Zahlungstermine zu bewirken.“ Während nun die beiden Abgeordneten ihren Auftrag ausführten, berieten sich die übrigen Mitglieder der Behörde über die Mittel zur Herbeischaffung der geforderten Summe. Sie sahen von der Belastung der Bürger wegen der kurzen Zahlungsfristen ab und entschlossen sich, wenigstens die erste Hälfte aus der Stadtkasse zu erheben. Sie glaubten, „weil es als ein Darlehen und nicht als eine Contribution verlangt wird, dass der Staat für das Darlehen sorgen müsse und man also mit Recht zur Stadtkasse Zuflucht nehmen dürfe; man könne sich dann bei der Verwaltungskammer des Kantons Säntis entschuldigen, dass man die in selbiger gelegene Barschaft den Franken habe geben müssen.“ Unterdessen kamen Kelly und Huber zurück und berichteten, dass sie den General nicht selbst getroffen, seinem Adjutanten aber die Erklärung abgegeben hätten, die Stadt könne vorläufig durchaus nicht mehr als höchstens 150,000 Livres zusammenbringen. Am folgenden Tage, den 8. October, machten die beiden Deputierten ihre Aufwartung bei Soult. Er zeigte sich nicht unfreundlich und entschuldigte sich wegen seiner Forderungen, berief sich aber auf die stricte Ordre des Obergenerals und verlangte die sofortige Bezahlung einer ersten Rata von 100,000 Livres; für den Rest verlängerte er den Termin auf 5 bis 6 Tage, während er zugleich versprach, sich für eine Reduction der ganzen Summe auf 200,000 Livres nach Kräften zu verwenden.

Der Rat sah wohl ein, dass bei seiner völligen Wehrlosigkeit an einen ernsthaften Widerstand gegen solche Zumutungen nicht zu denken war. In der Stadt und auf den Anhöhen rechts und links lagerten französische Truppen, die auf den ersten Wink zu den härtesten Repressalien, Ausplünderung der Häuser und Wegführung der angesehensten Männer, schreiten konnten. Unmöglich durfte die Behörde die Verantwortung für das namenlose Unglück, das der Stadt aus einer Abweisung des Begehrens erwachsen wäre, übernehmen. Zudem verfügte sie in Wahrheit noch über bare Mittel, die sie bisher sorgfältig aufgehoben hatte. Die Stadt besass nämlich von frühern Zeiten her, was nur eingeweihte Amtspersonen wussten, noch einen Schatz von über 100,000 Gulden, der theils in dem obern Gewölbe des Rathauses, theils in einem feuerfesten Raum des Hauses zum „Rebstock“*) wohl geborgen war. Der Rat behütete ihn mit der grössten Vorsicht und wollte ihn, wie in der Sitzung vom 30. Mai vereinbart wurde, so lange als möglich unangetastet lassen, „weil wir nicht wissen können, was unserer Stadt in Zukunft noch für Schicksale bevorstehen werden“. „Gott leite es“, schrieb Präsident Steinlin am 3. Juni in sein amtliches Notizbuch, „dass dieses Geld lang liegen bleiben könne und in den schweren Kriegszeiten nicht bald, wie schon so vieles andere, verbraucht werden müsse!“ Jetzt war man dieses Schatzes froh, um rücksichtslose Quälereien, deren die Franzosen im Übermuth ihres Räuberglückes fähig waren, abzuwenden. Noch am 8. October wurden dem französischen Commissär Pommier, dem Nachfolger Aubry's, durch ein Mitglied des Rates, Michael Huber, 72,000 Livres in blanken Talern übergeben. Am 9. October erhielt er die noch fehlenden 28,000 Livres, und so war die geforderte erste Rata zur Befriedigung der Empfänger vollständig ausbezahlt.

*) Nr. 6 an der Multergasse.

Nun bereitete sich die Behörde zur Herbeischaffung der zweiten und, wie sie hoffte, letzten Rata vor. Sie liess „das noch oben im Gewölb vorhandene Geld herunternehmen“, doch auch bei einigen Handelshäusern (Kaspar Schlatter, Michael Schlatter, Scherrer, Weniger u. Comp., Girtanner u. Wegelin etc.) Nachfrage halten, ob man nicht im Notfall Gelder von ihnen bekommen könnte. In der Sitzung vom 12. October berichtete der Secretär, dass ihm von vier Häusern Anleihen von 100—400 Louisd'or zugesichert worden seien. Man beschloss aber, mit der Bezahlung bis zum 14. October zuzuwarten, „bis wohin es sich zeigen wird, wie es weiter kommen werde.“ Der Regierungsstatthalter Bolt und der helvetische Commissär Wegmann erhielten Kenntniss von der ganzen Angelegenheit und billigten das Vorgehen der städtischen Behörde. Diese liess inzwischen kein Mittel unversucht, um eine Verminderung des Anleihsens zu bewirken. Sie kannte den unwiderstehlichen Reiz, den die st. gallischen Fabricate auf die französischen Offiziere und ihre Damen übten. Also beauftragte sie den Bürger Seckelmeister Bärlocher, dem General Soult und seinem Adjutanten Lapice, „in der Beglaubigung, es möchte uns in Bezug des Anleihsens nützlich sein“, im Namen der Municipalität schöne Leinwandtücher zu verehren. Und siehe, eben am 14. October (22 Vendémiaire des Jahres VIII) traf die officielle Nachricht ein, dass Massena sich mit 200,000 Livres zufrieden geben wolle, dafür aber die zweite Rata von 100,000 Livres unfehlbar bis zum folgenden Tag erwarte. Nun führte der Rat ohne weiteres Zögern 60,000 Livres ab, obgleich das helvetische Directorium noch in letzter Stunde zur Abweisung des Begehrens riet; am 15. October folgten noch 40,000 Livres, und damit war das leidige Geldgeschäft erledigt. Die Stadt erhielt einen Empfangschein für die ausbezahlten Summen. Aber es bezeichnete das Mass französischer Liebenswürdigkeit, dass der Commissär für die guten Silbertaler, die ihm eingehändigt worden waren, noch ein Agio von 2531 Livres geltend machte, und dass er die Quittung erst verabfolgte, als Huber diese Cursdifferenz beglichen hatte!

Über die Rückzahlung des Zwangsanleihsens gab man sich in St. Gallen offenbar keiner Täuschung hin. Wenn man auch das ausgeworfene Geld nicht schlechthin für verloren hielt, wie eine wirkliche Contribution, so erwartete doch niemand schon in nächster Zeit von Seite der französischen Regierung die Einlösung der durch Massena contrahierten Schuld. In der Tat dauerte es bis in die Restaurationszeit, bis Frankreich sich entschloss, seiner Verpflichtung halbwegs nachzukommen. Erst im Jahre 1818 fanden die drei Städte mit ihren Begehren in Paris Gehör, und St. Gallen musste froh sein, dass ihm nach Abzug aller Spesen und Kursverluste noch 63,474 Gulden oder in runder Summe 136,000 Livres zurückerstattet wurden.

Nach diesen Vorgängen verstehen wir, warum der Stadtrat Ende October 1799 Bedenken trug, auch noch dem helvetischen Commissär zu handen der Centralkasse mit etwa 50,000 Livres beizuspringen. Aber wir wissen, die Stadt kam schliesslich auch dieser Forderung nach. Sie gab in ehrenhafter Entsamung hin, was sie besass, und erleichterte durch ihr Entgegenkommen ohne Zweifel die Lage der ostschweizerischen Gebiete in der Zeit der Fremdherrschaft. Massena anerkannte ausdrücklich den Eifer und die gute Art, die St. Gallen beim Anleihsengeschäft bewiesen hatte.

Immerhin lehnte die Stadt weitere finanzielle Leistungen, die ihr von der Verwaltungskammer des Kantons Säntis im Auftrag des helvetischen Finanzministers noch im November aufgebürdet werden wollten, sehr entschieden ab. Die Behörde berief sich auf die völlige Erschöpfung der öffentlichen Kassen und bezeichnete jede grössere Zahlung als pure Unmöglichkeit. Sie erinnerte dabei an die noch immer schwebende Ausscheidung des National-

und Gemeindegutes der Stadt St. Gallen und erklärte, sie werde sich wieder finden lassen, sobald die für sie so wichtige Teilungsfrage eine annehmbare Lösung gefunden habe.

Wirklich wurde diese Angelegenheit im November 1799 durch zwei helvetische Commissäre, David Vogel von Zürich und Laurenz Messmer von Rheineck, an die Hand genommen, und es darf gesagt werden, dass das Geschäft eine erfreuliche Wendung nahm. Als sich während der Unterhandlungen ernstere Schwierigkeiten zu erheben drohten, trat der mit st. gallischen Verhältnissen vertraute Chef der helvetischen Domänendivision, Karl Müller-Friedberg, in den Riss. Er liess sich das Actenmaterial zur Durchsicht übersenden, berief dann eine Abordnung der Stadt zu persönlicher Auseinandersetzung nach Bern und brachte zwischen der helvetischen Regierung und der Gemeindekammer, die sich wieder von der Municipalität getrennt hatte, im Juni 1800 eine für die Stadt und ihre alte Bürgerschaft günstige Convention zu stande. Freilich, die bedeutenden Summen, die St. Gallen schon im Jahre 1798 an die Organe des Kantons Säntis und der helvetischen Republik entrichtet hatte, mussten die Bürger ein für allemal verschmerzen. Sie sahen sich sogar genötigt, an die Nationalkasse noch eine weitere Auslösungssumme zu bezahlen, die nicht weniger als 166,040 Gulden betrug und eine neue, noch jahrelang spürbare finanzielle Belastung der Gemeinde bildete. Aber infolge weitherziger Auslegung des Gesetzes konnte es doch geschehen, dass die Stadt beinahe alle öffentlichen Fonde und Kassen, das Rathaus, die Spitalgebäude, die Armenämter, die Bürgerbibliothek, die Knaben- und Mädchenschulen, die Walken und Bleichen, die Waldungen und Almenden, die Güter im Rheintal und im Turgau etc., zusammen ein kostbares Erbe aus vergangenen Jahrhunderten, behalten durfte. Nur wenige Gebäude, wie das Kornhaus, das Zollhaus bei St. Fiden, das Arsenal, die Scharfrichterwohnung an der Säge und das Münzgewölbe, giengen als Nationalgut in den Besitz des Staates über. *)

IV. Überwindung der wirtschaftlichen Not.

Inzwischen, noch vor dem Abschluss des Sönderungsgeschäftes, war das für St. Gallen und seine Umgebung so überaus bewegte Jahr 1799 seinem Ende zugegangen. Es hinterliess tiefe Spuren seines friedlosen, verderblichen Verlaufs, und die Zeitgenossen haben nicht unterlassen, das vorwiegend düstere Bild zu zeichnen, das sich damals dem unbefangenen Beobachter bei einer Umschau bot.

Noch im December 1799 richtete die Verwaltungskammer des Kantons Säntis eine Vorstellung an die helvetischen Centralbehörden, um ihnen darzulegen, dass man in St. Gallen am Rande des Elendes und der Verzweiflung angekommen sei. Schon im Winter von 1798 auf 1799, führte sie in ihrer Zuschrift aus, wurde das ganze Land durch fränkisches Militär seiner wenigen Vorräte und Hilfsquellen beraubt. Bei der scharfen Sperre von Seite Schwabens stockten Handel und Gewerbe; die Lebensmittelpreise stiegen. Im Frühjahr begannen die

*) Übereinkunft vom 2. Juni 1800, von der Gemeindekammer der Stadt St. Gallen am 9., von dem helvetischen Vollziehungsausschuss am 16. Juni ratificiert. Strickler, Actensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik V, 1144—1146. 1150.

Requisitionen der Kaiserlichen und die Einquartierungen raubsüchtigen Gesindels, das zum Nachtrab der Armee gehörte. Im Herbst folgten neue Plünderungen der Österreicher und Franzosen. Es drängten sich unerschwingliche Lieferungen an Brot, Fleisch, Hafer, Heu, Stroh, Kartoffeln, Wein, Branntwein, Holz, Menschen, Fuhren, Pferden, kurz an allem, was die Armee bedurfte. Eine Zusammenstellung der Leistungen ergab für einzelne Monate, wie für den October, erschreckend hohe Zahlen. *) Das Jahr war zudem unfruchtbar, und was mühsam zur Reife kam, wurde von dem fremden Kriegsvolk vorweg aufgezehrt. Dem Landmann mangelte das Korn zur Wintersaat. Die öffentlichen Beamten, die unter tausend Verdriesslichkeiten dem Vaterlande dienten, konnten nicht besoldet werden, und die Geistlichen mussten darben; denn alle noch vorhandenen Geldmittel nahmen die Franzosen und — der helvetische Finanzminister weg. Grinsende Hungersnot stand allenthalben vor der Tür. „Bürger Gesetzgeber! Bürger Directoren! so weit ist es in unserm Kanton gekommen, dass wir alle Tage den Ausbrüchen der Verzweiflung entgegensehen müssen, dass keine Überredung und Beruhigung mehr fruchten will, dass die neue Regierungsform verachtet, verhöhnt, ja mit dem bittersten Hass belegt wird. Es ist Zeit, dass Ihr die Folgen berechnet, die der Ruin des Kantons, eines so wichtigen Theils des gemeinsamen Vaterlandes, nach sich ziehen würde.“ In einem Schreiben an den General Gazan vom 29. November bemerkte die gleiche Behörde, die Erschöpfung sei landauf und landab auf einen solchen Grad gediehen, dass jede Requisition, die nicht mit vorgehaltenem Bayonett gefordert werde, erfolglos bleibe. Wolle er noch mehr haben, so müsse er mit seinen Bataillonen kommen: „das Leben ist dem Unglücklichen nur eine Bürde.“

Galten diese Schilderungen für den Kanton im allgemeinen, so musste die Notlage für die Stadt nicht weniger empfindlich sein. Aus der Feder Hildbrands selbst vernehmen wir, wie sehr sich die Zustände seit dem Ausbruche des Krieges verschlimmert hatten. Vor dem Kriege war alles noch erträglich; Handel und Industrie konnten mit Vorteil betrieben werden; weite Kreise der unwohnenden Bevölkerung fanden regelmässigen Verdienst. „Nun aber ist unser Wohlstand sehr tief herabgesunken; vor allem der Handel, die Hauptquelle zu unserer Erhaltung, ist gelähmt, die Communication mit Deutschland und Italien, zum grossen Teil auch mit Spanien unterbrochen. Die Guthaben in diesen Ländern gehen nicht mehr ein, und wenn uns auch Frankreich wieder offen steht, so ist die Verbindung dorthin gleichwohl sehr bedenklich.“ Auch Hildbrand weist auf die missliche Jahresernte und auf die unerhörte Teuerung aller Lebensmittel hin. „Sollte diese Teure und jene Stockung des Handels längere Zeit fortdauern, so stünde zu befürchten, dass ein grösserer Teil unserer Gemeindebürger in die sorgenvollste Lage käme.“ Und trotzdem hielten die Einquartierungen und Requisitionen der Franzosen an. Der gewiss nicht zur Übertreibung neigende Secretär des Municipalitätsrates berechnete, dass vom 3. October 1798 bis zum November 1799 durchschnittlich Tag für Tag 500 Mann in St. Gallen eingelagert waren. Die französischen Offiziere aber nahmen nicht die geringste Rücksicht auf die steigenden Schwierigkeiten der Verpflegung und gaben

*) Die vom 4. December datierte Eingabe verzeichnet für den Monat October folgende Lieferungen: 152,235 Rationen Brot à 1½ Pfd., 176,113 Rationen Fleisch, 6644 Mass Wein, 1518 Mass Branntwein, 1868½ Centner Erdäpfel, 7035 Pfd. Salz, 31,873 Rationen Heu à 18 Pfd., 45,035 Rationen Heu à 15 Pfd., 27,409 Rationen Stroh à 10 Pfd., 2174 Rationen Haber à ¾ boisseaux, 28,166 Rationen Haber à ⅔ boisseaux, 2316 Klafter Holz, 531 Pfd. Lichter, Einquartierungskosten 210,610 Gulden; 6451 Wagen, 15,705 Pferde. Es wird beigefügt: „Für den Monat November sind diese Summen noch ungleich stärker als jene.“

wohl das widerwärtigste Beispiel eines verschwenderischen Lebens. Von dem häufig betrunkenen General Loison, der gegen Ende des Jahres nach St. Gallen kam und bei Herrn Bärlocher in der „Flasche“ wohnte, erzählte man, er habe bisweilen Speisen, die ihm nicht behagten, samt der Platte zum Fenster hinausgeworfen. Kein Wunder, dass der Volkswitz Anlass nahm, seinen fremden Namen in einem derben Spruch in das verständliche „Lushond“ zu verwandeln.

Gleichwohl erreichte das Elend um St. Gallen herum nicht einen so schrecklichen Grad, wie in einigen Gegenden der innern Schweiz. Der aus einer St. Galler Familie stammende Dichter Joh. Konrad Appenzeller verwies am Schlusse des Jahres in dem wiedererstandenen „Helvetischen Volksfreund“ auf die weit grössere Not, die dort ausgebrochen war, und suchte die verzagenden Bewohner des Kantons Säntis aufzurichten. „Unstreitig“, äusserte er sich, „habt ihr im Frühlinge und Herbst 1799 schwer die drückenden Lasten der Einquartierung empfunden; manche schreckenvolle Nacht habt ihr beim Vor- und Rückmarschieren vieler tausend Soldaten, beim Rasseln der Kanonen und Kriegswagen durchgeseufzt; manche Träne geweint, wenn der Tag mit den kommenden Sorgen anbrach, die Werkstätten, leer von Arbeit und Verdienst, geöffnet wurden. Ihr musstet es mit euren eigenen Augen ansehen, wie die Kornkammern eures Landes geleert, mit eigenen Ohren hören, wie die Armen, welche Arbeit forderten, um ihr Leben zu fristen, abgewiesen wurden. Da entfiel euch billig der Mut.

Und doch seid ihr noch glücklicher als viele, viele tausend eurer Mitbürger und Landsleute. Zeiget mir auf eurem Gebiete blutgedüngte Erde! Zeiget mir ganze Strecken von Feldern, die der Huf der Kriegssrosse und der Fuss der Soldaten zerstampfte! Zeiget mir Aschenhaufen ehemaliger, wohlhabender, glücklicher Dörfer und Flecken, wie ich euch in den meisten übrigen Kantonen zeigen könnte! — Wohlan denn, Bürger des Kantons Säntis, stellt eine Vergleichung an; geht in das Innere der Schweiz und sagt mir dann, ob ihr nicht noch mit eurem Schicksal zufrieden seid!“

St. Gallen überwand in der Tat die harte wirtschaftliche Krisis, die im Winter von 1799/1800 über unser Land hereinbrach, und griff zugleich mit allen Kräften helfend ein, um die ringsum herrschende Not zu lindern. Tobias Rietmann, der noch im October zum Unterstatthalter des Districts St. Gallen emporgestiegen war, rief die wohlhabenderen Bürger mit warmen Worten zur Unterstützung der Unglücklichen auf, die unter dem „höchsten Grad alles möglichen Elends und Mangels“ litten. Angesehene Männer, wie Präsident Gonzenbach und Stadtpfarrer Scherrer, schlossen sich seinem Vorgehen an und organisierten die Hülfe in der Stadt und auf dem Lande. Es war der Anfang der „wohlthätigen Gesellschaft“, die jahrelang eine segensvolle Wirksamkeit entfaltete. Im April 1800, erzählt Elsbeth Schlatter, begann man Rumford'sche Suppen an die Hungernden auszuteilen. „In einem Waschhaus vor dem Scheibenertor wird gekocht, und in der Reitschul essen sie. Am ersten Tag fanden sich über 200 Personen ein, am folgenden Tag stieg die Anzahl schon auf 400, und so steigt sie alle Tage. Und es ist erstaunlich, was für Arme kommen.“

Im weitem Verlaufe des Jahres 1800 konnte man allmählig wieder aufatmen. Durch glückliche Unterhandlungen der st. gallischen und appenzellischen Kaufleute mit den französischen Heerführern (Lecourbe und Moreau) kamen Handel und Industrie wieder einigermassen in Bewegung. Die neuen Siege der Franzosen über die Österreicher in Italien und Deutschland bereiteten den Frieden vor und machten die schweizerische Grenze nach allen Seiten wieder frei. „Jetzt hat man Verdienst genug, und die Handelschaft geht auch immer

gut“, jubelte man in St. Gallen. Die günstige Entscheidung über die Trennung des Staats- und Gemeindegutes hob die Zuversicht der Bürgerschaft.

So trat man denn, wie Appenzeller sagt, vor das offene Tor des kommenden Jahrhunderts und schaute noch oft mit starrem Erstaunen in die Hallen der vergangenen Zeit zurück. Was die Zukunft bringen würde, konnte niemand wissen. Unsicher blieb die Fortdauer der helvetischen Staatseinrichtung, die dem Lande ohne Berücksichtigung der geschichtlichen Grundlagen aufgenötigt worden war. Aber bereits stand der Mann an der Spitze Frankreichs, der drei Jahre später die unitarischen Formen sprengen und der Schweiz durch sein Machtwort eine angemessenere föderative Verfassung geben sollte. Da wurde unsere Stadt zum Hauptorte des neugeschaffenen Kantons St. Gallen ausersehen. Geschwächt an materiellen Gütern, aber mit ungebrochener, gesunder Lebenskraft trat sie an ihrer bescheidenen Stelle in eine neue Zeit politischer und wirtschaftlicher Entwicklung ein.

Erklärung der Tafeln.

- Tafel I** stellt den Aufzug zum französischen Freiheitsfest von der Stadt in den Klosterhof (21. Januar 1799) dar. Französische Grenadiere mit Musik eröffnen den Zug. Hinter ihnen erscheint der von vier Pferden gezogene Triumphwagen mit der Göttin der Freiheit (Frau Walser aus Herisau) und zwölf Bürgertöchtern. Dann folgen st. gallische Musikanten, der General Xaintrailles mit Staboffizieren, die Regierungsstatthalter der Kantone Säntis und Lint mit andern Beamten. Vor der Bühne stehen links französische Chasseurs, rechts st. gallische Dragoner.
- Tafel II** erinnert an den anschliessenden Festact im Klosterhof (von Norden nach Süden gesehen). Zu oberst auf der Bühne steht in einer Nische die Göttin der Freiheit, auf den Stufen vor ihr der Chor der „Nymphen“, links General Xaintrailles, eine Rede haltend. Auf den tiefern Bänken haben links die französischen Offiziere und Musikanten, rechts die beiden Kantonsstatthalter, die übrigen Beamten und die St. Galler Musik Platz genommen. Innerhalb und ausserhalb der Schranken ist links französisches, rechts städtisches, vor der Eingangspforte und den mit Inschriften versehenen Pyramiden st. gallisches Landmilitär aufgestellt.
- Tafel III** führt den Wiedereinzug des Abtes Pankraz in sein Kloster (26. Mai 1799) vor. Fürstäbtische Reiterei eröffnet und schliesst den Zug. Osterreichische Infanterie bildet Spalier. Der Abt fährt in seinem Galawagen ein; ihm folgen in besondern Wagen Beamte und kaiserliche Offiziere. Im Klosterhofe erhebt sich eine Ehrenpforte. Hinter ihr stehen Musikanten, und von der Kirche her bewegt sich in Procession ein Zug von Jungfrauen, Geistlichen und Beamten mit einem Baldachin zum Empfang des Abtes.

Die Originalien der drei Bilder sind von einem sonst unbekanntem Maler Elser in Aquarell ausgeführt und gehören dem Stadtarchiv St. Gallen. Das freundliche Entgegenkommen der Archivverwaltung hat uns die Wiedergabe der wertvollen Blätter ermöglicht. Die auf dem Wege des Buchdrucks hergestellte farbige Reproduktion mag von der gegenwärtigen hohen Ausbildung des typographischen Kunstgewerbes zeugen.